



NACH EINEM JAHR
MARIA STEPANOVA

Maria Stepanova, geboren 1972, ist Dichterin, Essayistin und Journalistin. 1995 schloss sie ihr Studium am Moskauer Institut für Literatur ab. Sie ist Autorin von vierzehn Gedichtsammlungen und drei Essaybänden und wurde mit mehreren russischen und internationalen Literaturpreisen ausgezeichnet. Ihre Meinungsbeiträge über die aktuelle politische und mediale Landschaft in Russland erscheinen in maßgeblichen europäischen Publikationen (u. a. *Financial Times*, *Corriere della Sera*, *Svenska Dagbladet*, *Gazeta Wyborcza*). Ihr dokumentarischer Roman *Pamyati pamyati* (2017, deutsch: *Nach dem Gedächtnis*, 2018), mittlerweile in 29 Sprachen übersetzt, wurde 2018 mit dem größten russischen Literaturpreis „Das große Buch“, 2019 mit dem russischen NOS-Preis und 2022 mit dem französischen Prix du Meilleur Livre Étranger ausgezeichnet. 2023 erhielt Stepanova für ihren Gedichtband *Mädchen ohne Kleider* den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung. Von 2007 bis 2012 war Stepanova die Chefredakteurin der von ihr gegründeten unabhängigen Online-Tageszeitung zu zeitgenössischer Kultur und Gesellschaft OpenSpace.ru. 2012 rief sie zusammen mit dem ehemaligen OpenSpace-Team eine neue Online-Ressource ins Leben, Colta.ru, die sich mit kulturellen Themen und ihren politischen Auswirkungen befasste. Die Website wurde im März 2022 von der russischen Regierung blockiert. – Adresse: c/o Ettore Recchi, 54 bd de Vaugirard, 75015 Paris, Frankreich. E-Mail: m.stpnv@gmail.com.

Heute, aus gar nicht so großem zeitlichem Abstand, scheint das alles unreal, als hätte ich es mir ausgedacht. Eine Art verzauberter Insel: der See und die Schwäne, die Brücke mit den riesigen, huldvollen Sphinxen, die blitzschnell auftauchenden Bücher, wie im Traum,

wo man kaum sagt, was man braucht, und tags darauf steht es schon im Bibliotheksregal; die Menschen, Gesichter, Gespräche.

Vermutlich wäre alles anders gewesen und mir zumindest natürlicher vorgekommen – wenn auch nicht weniger wundersam –, hätte mein Jahr als Fellow am Wissenschaftskolleg wie geplant stattgefunden, unter normaleren Umständen. Doch ich kam gerade in dem Jahr, in dem mein Land, Russland, einen Angriffskrieg gegen die Ukraine begonnen hatte; viele meiner Landsleute fanden sich in der Folge an den verschiedensten Orten wieder, meist in deutlich weniger idyllischer Umgebung als ich – in einem fremden Land, in Flüchtlingsunterkünften oder zur Untermiete, im Gepäck einen nicht zu stemmenden Koffer voll Schuld, Verzweiflung und Ratlosigkeit. Ich war keine Ausnahme, und der Umstand, dass ich das Los mit See-plus-Schwänen, Balkon und der Option auf stilles, ungestörtes Arbeiten gezogen hatte, verstärkte nur mein Gefühl, dass unsere Schuld auch meine war, und die Ohnmacht angesichts der allgemeinen Katastrophe. Es war wohl das seltsamste Jahr meines schon ziemlich langen Lebens – als fiel und fiel ich in einen dunklen Brunnen. Dass dieser Brunnen an das Kaninchenloch in *Alice in Wonderland* erinnerte, wo entlang der Wände bekanntlich Marmeladengläser und sogar Bücher standen, zum Lesen im Flug, machte die Sache nicht viel besser. Fliegen ist schwer, wenn man nicht weiß, wann und ob man je wieder landen wird.

Mein Balkon blickte rund um die Uhr aufs Wasser, oder eigentlich blickten wir gemeinsam, mein Balkon und ich: auf die gleißenden Herbstfarben, darauf, wie sie mit der Zeit etwas dunkler wurden, wie sich das Wasser mit einer dünnen Eisschicht überzog und dann unterm Schnee verschwand – ich saß da und schaute, und nur manchmal, wenn morgens der erste Bus der Linie M19 stadteinwärts vorbeirauschte, hell erleuchtet und leer, begriff ich, dass die Zeit trotz allem weiterging und ich mit ihr. Ich war wie erstarrt, wie Erde unterm Eis, und wahrscheinlich hörte ich deshalb mehr zu als ich sprach und war bei den gemeinsamen Lunches keine große Bereicherung – aber ich hörte aufmerksam zu und lernte nicht wenig.

Meine Situation erinnerte entfernt an etwas, das Karin Leonhard in einem Vortrag kurz vor Ende des akademischen Jahrs beschrieb – eine bestimmte Sorte Stillleben, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts plötzlich in Mode gekommen war. Neben der sorgfältigen Darstellung der lebenden und toten Bildgegenstände und der sie umflatternden Schmetterlinge tauchte hier auf einmal ein überraschendes zusätzliches Element auf: eine Landschaft, die dem Stillleben als Hintergrund diente. Wenn ich mich recht erinnere, waren das meist keine gewöhnlichen Landschaften, die man samt ihren Bewohnern hätte

zeigen müssen, sondern leere, unbewohnte Himmel mit ihren Gott weiß wem vorbehaltenen Lichteffekten. Das Bild unterzog die bekannte Welt einer simplen, aber radikalen Veränderung: Nahaufnahme und Totale blieben erhalten, aber die dem Menschen angemessenste halbnah Ebene wurde säuberlich aus dem Weltbild des Künstlers entfernt. Übrig blieb ein neues, befriedetes Universum ohne Menschen und selbst ohne Tiere (die Falter stehen im Grunde ja den Blumen näher als uns, sowohl der Größe als auch der Lebensweise nach), dafür aber mit einem nächtlichen oder abendlichen Firmament, vor dessen Folie Blumen und Früchte einen stummen Tod ohne sichtbare Spur des Bedauerns starben. Die Gegenwart des Menschen mit seinen Ansprüchen, seinem Unverständnis und seiner Fähigkeit, zugleich Gefäß und Werkzeug des Todes zu sein, hätte ihr fragiles Gleichgewicht gestört. Im 17. Jahrhundert, als der Tod alltäglich war (91 Kriege in hundert Jahren, wenn man Wikipedia glaubt), lag das vermutlich noch mehr auf der Hand als heute: Zumindest auf der Leinwand konnte man auf unsereins gut verzichten.

In diesen Monaten betrachtete ich sehr aufmerksam den Boden, offenbar hoffte ich, von der Erde etwas zu lernen – Geduld zum Beispiel und die Bereitschaft, lange Kältephasen zu überstehen. Ich sah, wie plötzlich Hyazinthen und Tulpen daraus hervorkrochen, wie sie mit ihren Köpfchen, anfangs noch schwach und blass, die Krume zur Seite schoben. Es war ein ermutigender, wenn auch etwas grober Anblick, er erinnerte mich daran, wie Menschenjunge zur Welt kommen – auch sie mit dem Kopf voraus. Überhaupt nahm alles, was um mich herum geschah, in meinem Kopf enorme Dimensionen an, es wurde mal Allegorie für irgendetwas Entscheidendes, mal direkte Handlungsaufforderung, nur verstand ich nie, wofür oder wozu genau. Also lief ich weiter herum und saß da, las und las und lauschte, als wäre ich wieder siebzehn und müsste ganz von vorn anfangen.

Ich lernte Deutsch bei Eva von Kügelgen, die aus irgendeinem Grund überzeugt war, dass die Sprache schon in meinem Kopf steckte, wie Hyazinthenzwiebeln in der Erde – mit etwas Wärme und Geduld würde sie bald ans Licht kommen und zeigen, dass sie weiter wachsen konnte. Ich hörte die fließend ins Tischgespräch übergehenden Vorträge der Fellows und staunte, wie unsere Themen und Fachgebiete, zwischen denen es scheinbar keinen direkten Zusammenhang gab, durch unzählige Koinzidenzen, Entsprechungen, verborgene Reime verbunden waren. So öffneten sich überraschend Fenster und Türen, wo zuvor eine kahle Wand gewesen war, und egal was ich tat – ob ich reglos auf dem Balkon saß und mich selbst darüber ärgerte oder Material für das Buch sammelte, sortierte, prüfte, an dem ich seit ein paar Jahren arbeite –, alles wurde Teil eines

kontinuierlichen Gesprächs mit den Menschen, mit denen das Schicksal mich hier zusammengeführt hatte.

Viele meiner Kollegen hier – Historiker, Soziologinnen, Aktivisten – kamen wie ich aus Gesellschaften, die man gern *troubled* nennt, und von ihnen gab es auch jenseits ihrer Forschungsarbeit viel zu lernen: den Mut, den das Leben in historischen Zeiten von uns fordert, die Treue zur eigenen Sache und die Fähigkeit, unbeirrt diese merkwürdige Last zu tragen, die zur einen Hälfte aus Ohnmacht, zur anderen aus Entschlossenheit besteht – auch das eine Disziplin *sui generis*, wenn nicht gar ein Beruf.

Zu meiner Ehre durfte ich im selben Jahr hier sein wie die große ukrainische Dichterin Marianna Kiyanovska, die im Wissenschaftskolleg an einem Band neuer Gedichte, Essays und Übersetzungen arbeitete. In ihrem kleinen Studio sah ich ihre Notizhefte – viele hundert Seiten, die geschrieben werden mussten, um Worte zu finden für die Erfahrung eines Lebens im Inneren des Kriegs, im Inneren des Todes, um durch diese Erfahrung hindurchzugehen und sie zur Grundlage einer neuen, noch zu schaffenden poetischen Sprache zu machen. Die unzähligen Fassungen, die wieder verworfen wurden, ehe auf ihrer Basis ein kurzer endgültiger Text entstand, zeugten nicht nur von physischer Arbeit, sondern auch von der inneren Anstrengung, die es kostet, dem Bösen zu widerstehen: In der Konfrontation mit Gewalt kann die Kultur nur überleben, wenn sie nicht nur das eigene Grauen, den eigenen Schmerz überwindet, sondern auch die eigene Trägheit, wenn sie das Vorhersehbare umformt oder abtrennt und nur das Neue übriglässt – das, was überleben und neues Leben schenken kann.

Wie bei vielen anderen lief auch bei mir parallel zum Alltag ein anderes Leben nebenher. Es bestand aus den täglichen Nachrichten und Zeugenberichten *von dort*, aus der Ukraine, wo der Krieg die ganze Zeit über weiterging und bis heute weitergeht. Für mich machten sie ein eigenes Sprechen, eigene Äußerungen in gewissem Sinn unmöglich: Meine Sache war es jetzt nicht zu schreiben, sondern zu lesen, nicht etwas zu sagen, sondern zuzuhören. Ich zweifelte nicht etwa an der Legitimität meiner Arbeit oder gar der Sprache, in der ich schreibe. Ich stellte einfach nur fest, dass es in diesen Tagen und Monaten wichtiger war, mich selbst aus dem Gesamtbild herauszunehmen, wie die menschliche Gestalt zwischen Obstschale und Gewitterhimmel aus einem Gemälde – ich wollte jemand werden, der sieht und erinnert, ohne nach einem Standpunkt zu suchen, von dem aus ich etwas hätte sagen können. Es gab nichts, was *stand*, ich war weiter im Fall, mit offenen Augen. Es verging viel Zeit, bis ich doch noch meinen Rechner aufklappte und endlich anfang zu schreiben – aber das ist schon eine andere Geschichte.

Vergangene Woche war ich kurz in Berlin und fuhr, wie der Zufall es wollte, mit einem Bus derselben Linie M19 an dem Haus vorbei, in dem ich dieses seltsame, unvergessliche Jahr verbracht hatte. Auch das Haus selbst war seltsam und unvergesslich: seine Außenwände über und über verziert mit Götter- und Heldenfiguren, Putti und Kentauren, als sollte die Passantin sie lesen wie einen Gedichtband, in beliebiger Reihenfolge, dem eigenen Interesse folgend. Doch es hatte auch noch eine andere Besonderheit, die für mich vielleicht noch wichtiger war: Einer seiner Flügel, früher vermutlich ebenso mit Skulpturen geschmückt, war im Zweiten Weltkrieg zerbombt und dann Jahre später schnell und schmucklos wieder aufgebaut worden, pragmatisch und effizient. Das Haus war in diesem Sinn ein Überlebender – kein Opfer des Krieges vielleicht, aber dessen direktes Ergebnis. In seinem steinernen Körper verbanden sich sein *Vorher* und *Nachher*, die Erinnerung an das, was war, und die Fähigkeit, in Anbetracht dessen, was war, weiterzuleben. Die Wohnung, in der ich ein Jahr lang gewohnt hatte, lag just in diesem neuen Flügel. Der Bus rollte über die blaue Brücke, für einen Moment tauchte der Balkon auf, wo ich nicht mehr saß, und ich dachte: Ich glaube, ich bin endlich gelandet. Wäre das Wiko nicht gewesen, würde ich immer noch fallen.

Aus dem Russischen von Olga Radetzkaja